

Eine „antivivisektionistische“ Be-
flehung.

In einem Tangel-Tangel-Saal des
lateinischen Viertels in Paris, dem „Pa-
radis latin“, gab die bekannte Frau
Huot, welche einst den Professor Brown-
Squard im Collège de France mit
ihrem Sonnenlicht überfallen hatte,
welche gegen ein Meer von grauen-
sam vorging, vor wenigen Tagen eine
höchst helle, „antivivisektionistische“ Vor-
stellung. „Dumte Maueranschläge“, so
schreibt man der „M.“ darüber, hat-
ten die Studierenden und die Tierfreunde
eingeladen; um den Nachttag beson-
ders angenehm zu gestalten, war sogar
für ein Orchester: Klavier, Horn, Bio-
line und Bassgeige, georgt worden.
Diese Instrumente sollten aber haupt-
sächlich dazu dienen, ein betäubendes
Concert von Chörtern, welches das
hässliche Geräusch der Tierqualen über-
decken sollte, zu überdecken. Sie fingen damit an, als
der Vortrag noch nicht ausgegangen
war und die ältesten Herren und Da-
men, denen Frau Huot die Ehrenplätze
vorbehalten hatte, mit Geranien im
Knopfloch und Beuteln am Arm feierlich
angekleidet kamen.

Endlich erschien die Vortragende im-
mittelt einer wunderbaren, der Polar-
gegend und dem Äquator entlehnten
Landschaft, in schwarzrotem Kleide mit
Schmuckgürtel und langen schwarzen
Handschuhen. Ihre zur Seite schritt
eine Hügeladjuvantin, Madame Gue-
nonnet, welche die Thiere fälschlich
liebte, aber die Studenten bald und ihnen
wegen ihrer Katzenmienen Verdrüß zu-
rufft. „Die Thiere sind für uns Brüder“,
heißt Frau Huot an. „Die Säugetier-
feier der Erklärung der unverständlichen
Nutzenerrechte darf nicht vorübergehen,
ohne daß eine Erklärung der Tierrechte
aufgestellt wird.“ Schallendes Ge-
lächter. Madame Guevonnet! Frau Huot:
„Dieser Ruf ist unanständig und noch
unanständiger ist es, daß man mich als
Boulangeristin zu behandeln wagt.“ Ein
Mediziner verlangt von einem Dalkon-
fise herab das Wort. — Rede Du,
Bräutigam! Hört! Ich habe Bräutigam
jagt! Ich meine Kameraden und
Bräutigam entwickelt nun unter dem
Murren der Antivivisektionisten und der
Heiterkeit der Studenten eine Theo-
rie, nach der die heutige Verdrüß sich
in drei Hauptkategorien zerlegen läßt:
die Heilsame, die Bewegung um Ab-
geordneten-Mandate und die antivivisek-
tionistische Liga. Neue Entrüstung der
Frau Huot und Madame Guevonnet, die
Schirm bedroht. Andere Hunde-
und Katzenmienen dieses Beispiel und
es kommt zu der Pantomime einer Keile-
rei. Der Kärm ist unbedeutend. Die
Arde Ross und eine ganze Menagerie
scheint aufgehoben worden zu sein, dabei
regnet es Schüsse, Erbsen, Bohnen,
jogar Mehl, und als ein Student sich
den Spaß gönnt, eine frische Kammer-
hant in das Getöse hineinzuworfen,
schießen die Damen freudig auseinander;
damit hat der Spaß seinen Höhe-
punkt erreicht.

Ein interessanter Prozeß
sind dieser Tage, wie man den „Mün-
chener N.“ schreibt, in Württemberg
in folgender: Am 21. Juni 1888
wurde in der Nähe von Wietzbach die mit
Wunden bedeckte Leiche eines Israeliten
aus der Düna gezogen. Bei Durch-
suchung der Leiche des unbekannten Ver-
storbenen fand man Papiere, welche auf
den Namen Elias Abramowicz lauteten.
Auch ein Brief eines gewissen Berg be-
fand sich unter den Papieren. Berg,
über die Familienverhältnisse des A.
fragt, gab an, mit demselben befreundet
zu sein, aber nichts Näheres
über seine Verhältnisse zu wissen. Nach
Verlauf einiger Wochen erschien jedoch
Berg bei dem Untersuchungsrichter und
bat um eine schriftliche Befreiung
des Todes, „seines Freundes“ Abramo-
wicz. Auf Befragen erklärte Berg, daß
Abramowicz ihm 49,000 Rubel schulde,
und daß letzterer in zwei Lebensverfä-
hrungsgesellschaften sein Leben auf 50,000
Rubel versichert habe, wolle Berg die
Summe mit Anleihe belegen, umso mehr
da beide Policen ihm verpfändet wären. Als
die Verhörsprotokolle fertig waren, hob
die Summe zahlen sollten, wollten sie aber
erst den Leichnam sehen. Abramowicz
wurde nun ausgegraben und die Leiche
jener Gesellschaften aus, daß die
Leiche nicht die jenes Abramowicz sei, der
sich vor zwei Jahren habe verdrückt las-
sen. Man schloß man Verdacht und
Berg wurde festgenommen. Nach lan-
gem Zögern gelang es folgendes ein:
In Gemeinschaft mit einigen Freunden
kam er auf den Plan, ein Stück Geld
zu verdienen. Zu diesem Zweck
nahm einer seiner Genossen Namens
Salman Seju den Namen Abramowicz
an, versicherte sein Leben und stellte jene
Schuldscheine auf 49,000 Rubel aus.
Ein gewisser Galas, ein Rabbinus-
Secretär, übernahm es, eine Leiche zu
„beforschen“, die dem Seju, alias Abra-
mowicz, ähnlich wäre. Da es indeß
nicht gelang, eine solche Leiche „aufzu-
treiben“, so machte der Rabbinussecretär
kurzen Prozeß und richtete einen Mann,
der ihm in einer einsamen Gegend an der
Düna begegnete, stieß ihm die Papiere
in die Tasche und warf die Leiche in den
Fluß. Berg gab die Namen aller Hel-
ferhersteller an. Es waren neun Personen,
die nacheinander zu langjähriger Verbannung
nach Sibirien verurteilt worden sind.
Einer der Angeklagten erkrankte schon
bei Verurteilung des Urteils in seiner
Zelle.

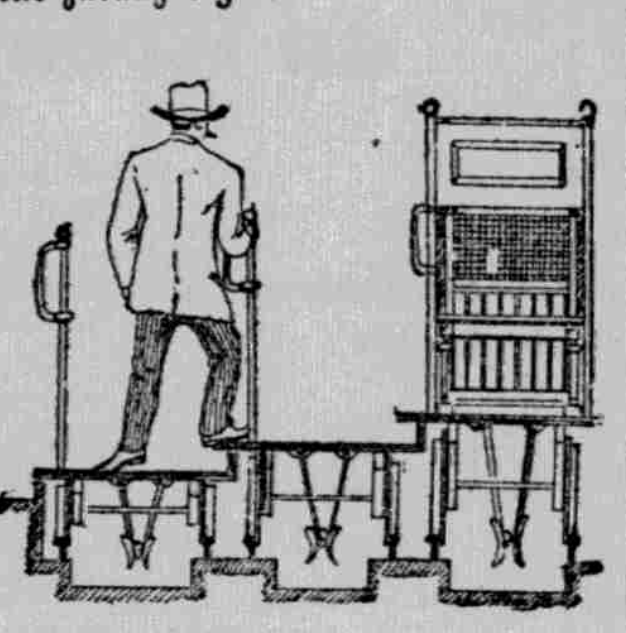
Bei der Ausschachtung des
Fundaaments für ein Gebäude in Au-
burn, N. Y., fand ein Herr Person vor
einigen Tagen in einer Schaufel voll
Sand ein Stück Gold im Werte von
\$51.

Lieutenant Schwatta, durch
seine Fortschritte in den arktischen
Regionen bekannt, steht im Begriff, wie-
der eine längere Tour durch den ameri-
kanischen Nordwesten bis ins Gebiet der
Hudson Bai Co. zu unternehmen.

— Abenteurer. Sie: Warum bei-
rathen Sie nicht, Herr Baron? Er: —
Wäre stets nur Korb bekommen. Sie:
Ach nein!

Die Stufenbahn.

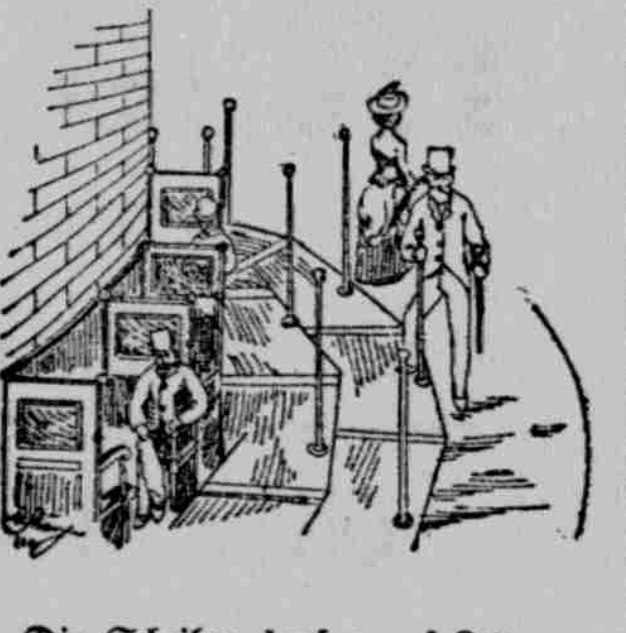
Vor ungefähr zwanzig Jahren er-
fand ein Herr Alfred Speer von Balleis, in
New Jersey, ein System von Passanten-
Beförderung auf der offenen Straße,
welches er bezeichnend „den beweglichen
Bürgersteig“ nannte. Speer wollte eine
Bahn von endlosen Stufenverbindungen
herstellen, die eng an- und nebeneinander
liegen und sich mit unterschiedlicher
Schnelligkeit in gleicher Richtung fort-
bewegen sollten. Und diese Verbindungen
sollten wieder aus einer Reihe von
kleinen Stufenbahn-Cars zusammenge-
setzt sein. Der erste, äußerste Kiemen
sollte sich langsam, ungefähr mit einer
Stunde fortbewegen, so daß der Passant
ohne Schwierigkeit oder Gefahr darauf
treten könne, der zweite Kiemen mit einer
Geschwindigkeit von sechs Stunden, aber
im Verhältnis zu der des ersten nur von
drei, der dritte Kiemen mit einer Ge-
schwindigkeit von neun Stunden, im Ver-
hältnis zu der des zweiten aber wieder
nur von drei u. s. w. Jeder Kiemen
würde sich also mit steigender Schnellig-
keit bewegen, so daß der Passant nach
Belieben seine Fortbewegung vermindern
oder verlangsamen könnte. Aus
diesen Plattform-Scheiben sollten an ge-
eigneter Stelle Stiege, offene und überdeckte,
errichtet werden, so daß der Passant nicht
gezwungen wäre, die ganze Distanz stei-
gend zurückzulegen.



Die am meisten in die Augen fallende
Neuerung ist die, daß die fahrbare Be-
ständigung in Bewegung sind und jederzeit
befahren werden können, und dies wird
auf nachfolgende Art bewerkstelligt: Jede
Bahnlinie ist ringförmig in sich zurück-
kehrend angelegt, so daß ihre Wagen
mittels eines darunter laufenden, end-
losen, von einer feststehenden Kraft-
maschine bewegten Kabels in ununterbro-
chenem Gang gehalten werden können
und zwar mit der constanten Geschwin-
digkeit von 4,5 Meter in der Secunde
(gleich 16,2 Kilometer in der Stunde).
Nicht neben diesem eigentlichen Verkehrs-
gleise von etwa 70 Centimeter Spur-
weite liegen nun noch zwei ebenfalls
gleiche, auf jedem derselben wird eine
endlose, d. h. sich über die ganze Bahn-
länge erstreckende Plattform aus gelenk-
igen Gliedern ebenfalls durch ein Kabel
in beständiger Bewegung erhalten, die
mittlere mit 3 Meter, die äußere mit
1,5 Meter Geschwindigkeit in der Se-
cunde.

Mr. Speer fertigte eine Modell-Bahn
an, mittels derer er die Ausführbarkeit
seiner Idee so schlagend darthut, daß die
gesamte Presse dieselbe aufgriff und
sein Glück gemacht zu sein schien. Er
löste auch ein Patent auf seine Erfindung
(in 1871) und der „Scientific American“
brachte damals eine genaue Beschreibung
derselben. Trotz aller Anfechtungen
des Erfinders und einflussreicher Freunde
gelang es demselben jedoch nicht, Kapital-
listen für seinen Plan zu gewinnen, und
seit der Zeit ist das Patent erloschen.

Was aber in dem reichen, unterneh-
mungsgeistigen Amerika, wo jede neue
Idee, die Nutzen und Gewinn verspricht,
sofort in Gold umgewandelt wird, nicht
möglich war, das soll, wie es heißt, in
dem bedächtigen Deutschland verwirklicht
werden. Dort haben neuerdings zwei
Ingenieure, die Herren Wilhelm und
Heinrich Rettig, nach einer Mittheilung
des „Scientific American“ die Sache
wieder aufgeworfen und in der Weise
perdovollkommen, daß sich mehrere Indu-
strielle von deren Practicabilität über-
zeugt und ihre Unterstützung zugesagt
haben. Man will das Experiment zu-
erst in einer Mittelnacht, wahrscheinlich
in einer kleineren Fabrikstadt, machen,
wo kein Übergroßer, aber doch genug
Verkehr ist, um das neue System tech-
nisch zum Test zu bringen. Im Cen-
trum der Stadt soll eine vollständige
Stufenbahn mit drei nebeneinander
laufenden Plattformen angelegt werden,
soll nur eine Plattform laufen, wie denn
auch an ersterer eine Anzahl dicht zusam-
menliegender Ausgans-Stationen ein-
gerichtet werden sollen, zu denen man von
Trottoir gelangt, deren Zahl mit der
Entfernung immer geringer wird.



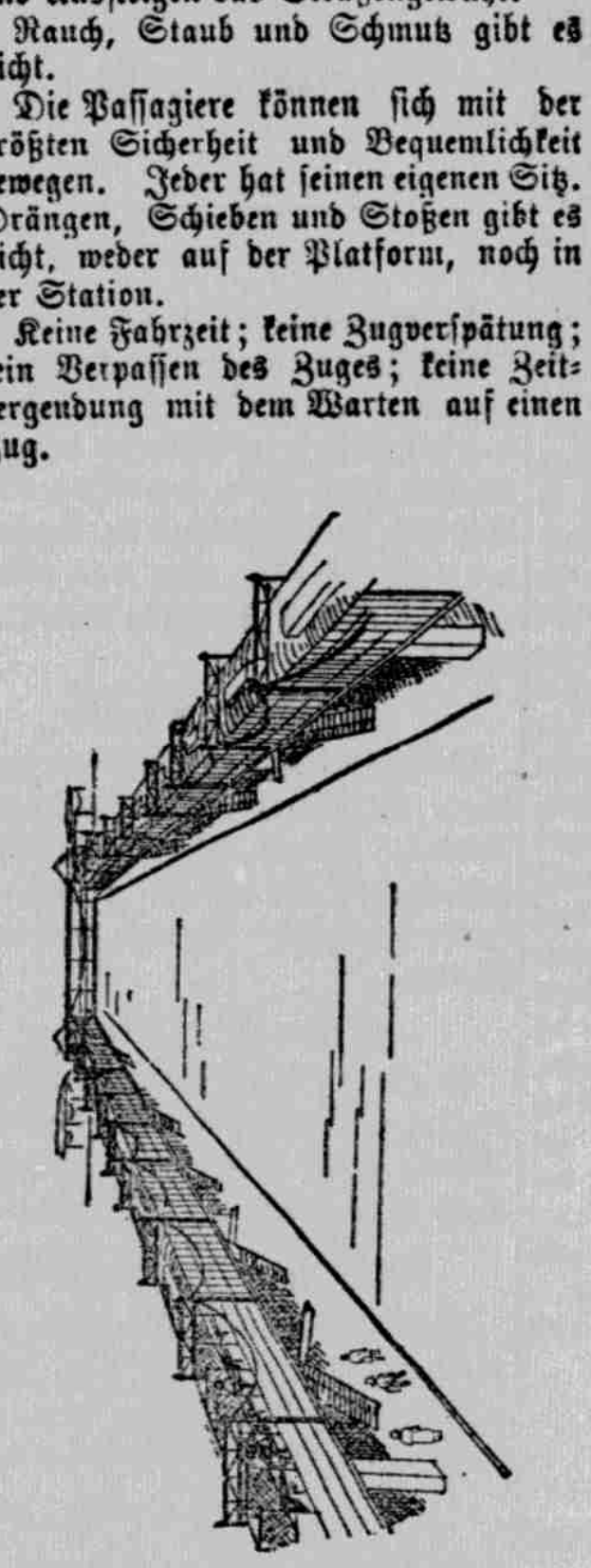
Die Scheiben laufen auf Ketten um
Walzen, welche durch elektrische Kraft in
Bewegung gesetzt werden, die lange nicht
so kostspielig sein wird, wie beim Stras-
senbahnbetrieb oder wie Dampftrakt.
Bei einer Personendehnung von 12,5
000 per Stunde ist der Aufwand von
Treibkraft kaum ein Viertel von der bei
einer gewöhnlichen Eisenbahn, mit ande-
ren Worten, um denselben Personenver-
kehr zu bewältigen, müßte eine Bahn 30
Pferde mit je acht Wagen die Stunde ab-
lassen, wie es z. B. die Londoner Rail-
way Co. auf der Strecke zwischen Farn-
ington und Moorgate Str. thut.

Einen ganz außerordentlichen Vorzug
vor allen anderen Schnellverkehrsmitteln
hat die Stufenbahn, oder die Stopped
Platform Railway, wie sie Speer
nannte, in der absoluten Sicherheit ge-
gen Unfälle. Das einzige Malheur,
welches einem Passanten zustoßen kann,
ist, daß er fällt, wenn er von einer
Plattform auf die andere tritt. Eine
schlimme Verletzung ist bei der Glattritt
und Elasticität der Fläche ausgeschlossen,
und der Fall selbst ist nicht schwerer, als
bei der auf dem gewöhnlichen Fußboden, da
der Unterschied in der Bewegung der
beiden Plattformen ungefähr der Durch-
schnittsgeschwindigkeit von Fußgängern
gleichkommt.

Die Vorteile, welche die Plattform-
Straßenbahn bietet, lassen sich wie folgt
zusammenfassen:
Die Anlage erfordert wenig Raum,
da ihre Höhe und Breite nicht groß sind.
Der Unterbau ist beträchtlich billiger,
wie bei einer Hochbahn, da er etwa nur
den fünfzehnten Theil der Last von
letzterer zu tragen hat.
Bei der Leichtigkeit, mit welcher die
Plattformen Curven überwinden, kann
sie der Richtung der Straßen folgen und
findet keine großen Auslagen für
Vorbereitung von Bahnen.
Es ist weniger Triebkraft erforderlich,
als bei anderen Bahnen, und da der
Verkehr sich wesentlich größer gestal-
tet, als auf den Straßenbahnen, so kann
der Fahrpreis auch beträchtlich herabge-
setzt werden. Auch ist die Zahl der Be-
diensten sehr gering.
Der Plattform-Verkehr ist der aller-
schnellste und man vermeidet beim Ein-
und Aussteigen das Straßengewühl.
Rauch, Staub und Schmutz gibt es
nicht.
Die Passagiere können sich mit der
größten Sicherheit und Bequemlichkeit
bewegen. Jeder hat seinen eigenen Sitz.
Drängen, Stößen und Stoßen gibt es
nicht, weder auf der Plattform, noch in
der Station.
Keine Fahrzeit; keine Zugverspätung;
kein Verpassen des Zuges; keine Zeit-
vergeudung mit dem Warten auf einen
Zug.

gen Unfälle. Das einzige Malheur,
welches einem Passanten zustoßen kann,
ist, daß er fällt, wenn er von einer
Plattform auf die andere tritt. Eine
schlimme Verletzung ist bei der Glattritt
und Elasticität der Fläche ausgeschlossen,
und der Fall selbst ist nicht schwerer, als
bei der auf dem gewöhnlichen Fußboden, da
der Unterschied in der Bewegung der
beiden Plattformen ungefähr der Durch-
schnittsgeschwindigkeit von Fußgängern
gleichkommt.

Die Vorteile, welche die Plattform-
Straßenbahn bietet, lassen sich wie folgt
zusammenfassen:
Die Anlage erfordert wenig Raum,
da ihre Höhe und Breite nicht groß sind.
Der Unterbau ist beträchtlich billiger,
wie bei einer Hochbahn, da er etwa nur
den fünfzehnten Theil der Last von
letzterer zu tragen hat.
Bei der Leichtigkeit, mit welcher die
Plattformen Curven überwinden, kann
sie der Richtung der Straßen folgen und
findet keine großen Auslagen für
Vorbereitung von Bahnen.
Es ist weniger Triebkraft erforderlich,
als bei anderen Bahnen, und da der
Verkehr sich wesentlich größer gestal-
tet, als auf den Straßenbahnen, so kann
der Fahrpreis auch beträchtlich herabge-
setzt werden. Auch ist die Zahl der Be-
diensten sehr gering.
Der Plattform-Verkehr ist der aller-
schnellste und man vermeidet beim Ein-
und Aussteigen das Straßengewühl.
Rauch, Staub und Schmutz gibt es
nicht.
Die Passagiere können sich mit der
größten Sicherheit und Bequemlichkeit
bewegen. Jeder hat seinen eigenen Sitz.
Drängen, Stößen und Stoßen gibt es
nicht, weder auf der Plattform, noch in
der Station.
Keine Fahrzeit; keine Zugverspätung;
kein Verpassen des Zuges; keine Zeit-
vergeudung mit dem Warten auf einen
Zug.



Das ist die Stadtbahn der Zukunft.
Die gewonnene Wette.
Eine Voltaire-Anekdote von H. Horn.

Zur Zeit, als sich Voltaire in dem
durch ihn berühmten gemauerten Farnet
aufhielt und sich in seinem Schloß der
aufdringlichen Bemerkung seiner Ver-
brecher zu entziehen suchte, kam eines
Tages eine begeisterte Anhängerin des
Philosophen, eine hübsche junge Frau
aus Lausanne, um den berühmten Mann
zu sehen und ihm persönlich die Bewun-
derung auszusprechen.
Voltaire, in einem Anfall über Laune,
hieß den Diener, der den Ruf hatte,
die Dame zu melden, nicht gerade freunds-
chaftlich das Zimmer zu verlassen.
Die Dame hat dringender; auch mag
wohl noch mehr der Glanz einiger Gold-
stücke, als die Schönheit der jungen
Frau den Diener demogen haben, nach
kurzer Zeit noch einmal mit seiner Mel-
dung vor den berühmten „Weltrengen“
zu treten.
Die Dame ist sehr schön und jung,
„magte der Diener kleinlaut einzuwen-
den, als ihn Voltaire hart anließ.“
„Ich bin zu alt, um mich durch Ju-
gend und Schönheit bestimmen zu lassen,
auch nur eine Minute meiner Ruhe zu
opfern“, sagte Voltaire. Schließlich
wurde er so böse, daß er der Besucherin
die Thür weisen ließ.
Die Dame lehrte nach Lausanne zu-
rück, von ihrer Schwärmerei für den be-
rühmten Schriftsteller aber war sie durch
eine Unhöflichkeit gründlich geheilt wor-
den.
In einer größeren Gesellschaft, als
das Thema „Voltaire“ wieder einmal
als andere Interesse bei Seite drängte,
ergab sie ihr Erlebnis in Fernen.
„Du hast es eben nicht gekonnt ange-
fangen“, sagte eine Freundin, „wie-
leicht bist Du zu unsicher aufgetreten,
Du hättest auf seine Stiefel regnen
sollen!“
„O, ich hätte ihm die Hände gefaßt,
wenn er mich empfangen hätte.“
„Was gilt die Wette, ich sehe und spre-
che Voltaire, ohne ihm die Hände zu kü-
ssen!“ sagte die Freundin übermüthlich.
Die Wette wurde angenommen, doch
keiner glaubte daran, daß es der weniger
hübschen jungen Frau gelingen würde,
bis zu dem berühmten Manne vorzudrin-
gen, nachdem dies doch der auffallend
schönen und begeisterten Schwärmerin
nicht gelungen war.

Die Gärten von Farnet, die den Ver-
brechern zur Beschäftigung geöffnet waren,
bildeten Voltaires Stolz, und die Diener
und Gärtner, die dem Publikum zur
Führung dienten, hatten die Weisung er-
halten, jedes Urtheil der Besucher, auch
etwas Tadel ihm zu hinterbringen.
Da dies allgemein bekannt war, so baute
die junge Frau darauf ihren Plan, und
eines schönen Tages machte sie sich auf
den Weg zu dem berühmten Unabworbene.
Der Diener, der die Besucherin in den
Anlagen umher führte, war starr vor
Staunen, als er statt der gewöhnlichen
Ausstriche des Entzündens von der Dame
tadelnde Bemerkungen hörte.
„Das Arrangement finde ich geradezu
gequält“, der Herr des Schlosses

scheint ein alter Narr zu sein, der sich in
seinen Bau verliert und sich um den
Geschmack der Neuzeit so gut wie gar
nicht kümmert.“ sagte sie schließlich in
abfälliger lauter Stimme. Auf diese un-
erhörte Lästerung nannte der Diener den
Namen des Herrn von Voltaire als den
Besitzer des Schlosses, mit Pathos fügte
er hinzu, „der Stolz Frankreichs, der
größte Mann seines Zeitalters!“
„Das Alles war er früher, doch jetzt
steht man seinem Schloß, der Vorehre
seiner Diener, sogar — seinen Werken —
die Altersschwäche an. Ich sehe hier nur
noch Voltaires Ueberreste.“

Der entsetzte Diener ließ die Dame in
einem Bosquet stehen und hinterbrachte
seinem Herrn die Schmähungen.
„Geht“, sagte Voltaire, „bringt die
Besucherin der Anlagen ins Schloß
und sagt, ich lasse höchst um ihren
Eintritt bitten. Unterwegs kommt Ihr
der Dame ja sagen, daß ich durchaus
kein so alter Narr bin, als sie und mit
ihre noch viele Andere zu glauben schei-
nen.“ — Schnell setzte er dann seine
Perrücke auf, legte vor dem Spiegel
sorgfältig die Locken zurecht und ging der
Dame entgegen, sie höflich zu begrüßen.

„Ich wußte wohl, daß ich die Ehre
haben würde, den berühmten Mann per-
sönlich zu sprechen“, sagte sie jetzt in
liebenswürdiger Stimme. „Ich habe mich
zu viel mit Ihrer Person beschäftigt und
kenne in Folge dessen auch die kleinen
Schwächen“ des „größten Mannes sei-
nes Zeitalters“. Meine Freundin, eine
junge, sehr schöne und liebenswürdige
Dame, die in ihrer schwärmerischen Be-
geisterung für den „Gott der Dichtkunst“
sich Ihrem Diener fast zu Füßen warf,
nur um Sie einmal sehen zu können,
haben Sie vor kurzer Zeit sehr unhöflich
fortgeschickt. Sie sind der Bewunder-
ung satt. Die vielen Süßigkeiten
langweilen Sie, der Weirach, der
Ihrer Größe gepostet wird, ist Ihnen
lästig geworden. Ich dachte mir, es
könnte gut sein, einmal durch das Ge-
gentheil Ihren Appetit wieder zu wecken.
Ich habe mich nicht geirrt und meine
Wette gewonnen.“

„Also nur um einer Wette willen ha-
ben Sie mich heraus raiffonniert? Sie
sind ja sehr — liebenswürdig“, sagte
Voltaire lächelnd. Im Laufe der Unter-
haltung aber wurde er es ebenfalls, und
war in so hohem Maße, daß ihn die
Dame später nicht nur als den größten
Dichter verehrte, sondern ihn auch für
den liebenswürdigsten aller Menschen
halten konnte.

Der Pädagoge.



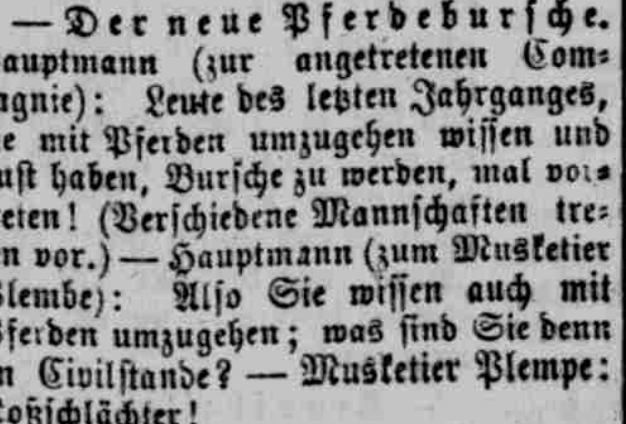
Director: Herr Doctor, wir sind hier
unter vier Augen: — ich wollte es Ihnen
längst schon einmal vorbehalten —
ich kann es durchaus nicht billigen, daß
Sie mit dem Betragen stets so vornehm
sind. Sie müssen doch darauf bedacht
sein, daß Sie zuvor den wirklich Schül-
digen ermitteln.



Donnerwetter!



Der Dame ging es nicht besser;
Sie fuhr noch kurze Zeit —
Dann mußte auch sie in die Stiefel,
Doch schien ihr der eine zu weit.



Der Herr mit der Damenstiefel-
Eilt zu der Gattin nach Haus,
Die, rasend eifersüchtig,
Brach laut in Jammer aus.

Eine verwechselte Stiefelgeschichte.

Ein Herr und eine Dame
Die fahren in einem Coupé;
Von weiten zu enger Stiefel
Thun beiden die Fäße weh.



„Ach, wenn der Herr nur schlief!“
Die Dame denkt bei sich,
„Daß der zu engen Stiefeln
Ich könnte entleihen mich!“

Der Herr hat ganz das Gleiche
Sich von der Dame gedacht;
Wohin was nicht alles Denken,
Wenn keines den Anfang macht?



Nun endlich schlief die Augen
Der Herr — war nur zum Schein.
Der Herr — war nur zum Schein.
Der Herr — war nur zum Schein.



Und weil ihr nun behaglich,
Verfiel sie in Schlummer bald —
Da entbitt der Herr sich der Stiefel
Rasch ohne Aufenthalt.



Nun heißt es rasch in die Stiefel,
Schlieftrunken in wilder Eile
Hat er zu dem einen der Seiten
Ein Stiefelchen der Dame erfaßt



Der Dame ging es nicht besser;
Sie fuhr noch kurze Zeit —
Dann mußte auch sie in die Stiefel,
Doch schien ihr der eine zu weit.



Der Herr mit der Damenstiefel-
Eilt zu der Gattin nach Haus,
Die, rasend eifersüchtig,
Brach laut in Jammer aus.



Der Herr mit der Damenstiefel-
Eilt zu der Gattin nach Haus,
Die, rasend eifersüchtig,
Brach laut in Jammer aus.

Der Herr mit der Damenstiefel-
Eilt zu der Gattin nach Haus,
Die, rasend eifersüchtig,
Brach laut in Jammer aus.

Der Maler in Uniform.



Der Dame ging es ähnlich;
Die rasend tobt ihr Mann:
„Du Ungetreue, Du hast ja
Einem — Verrennen an!“

Und Gatte und Gattin brangen
Auf Scheidung bei Gericht;
„Zum Glück alle Beide bei'm selben,
Sonst wär's eine schlimme Geschichte.“



So aber ward natürlich
Gar bald der casus klar,
Es paßten genau je zusammen
Das männlich und weibliche Paar.

Ludwig XVI. und Marie Antoinette
auf der Flucht nach Montmedy.

Freiherr Ernst v. Stockmar berichtet in
seinen Denkwürdigkeiten aus dem Nach-
laß seines Vaters, des berühmten Freun-
des des belgischen und englischen
Königshofes, einen sehr werthvollen Bei-
trag zur Zeitgeschichte. Namentlich aber
vertheilt sich Stockmar in das Zeitalter
der französischen Revolution. Er stellt
den verunglückten Fluchversuch Ludwigs
XVI. zum ersten Male vollständig und
zuverlässig dar. In der nämlichen Nacht
vom 20. zum 21. Juni 1791 reisten der
König und sein Bruder, der spätere
Ludwig XVII., von Paris ab. Der Graf
von Provence und seine Gemahlin
reisten jeder in einer besonderen Postkar-
te, nur von einer Person begleitet, und
erreichten glücklich die Grenze. Ver-
muthlich hätte auch die Flucht der köni-
glichen Familie einen glücklichen Ausgang
genommen, wenn sie in ähnlicher, ver-
ständiger Weise unternehmen wäre.
Statt dessen litt Plan und Ausführung
an einer kaum glaublichen Schwerfällig-
keit und Unpraktikabilität. Es wurde für
60.000 Franken ein sechsstündiger Reijer-
wagen erbaut und dann ausgesprengt, daß
in demselben eine Kriegskasse befördert
würde.

Stiefelregeln aus einer Schrift
des Jahres 1678.

Recht beherzigenswerth auch in unse-
ren Tagen erheben folgende, goldene
Stiefelregeln: Ein Mann soll im
heiligen Ehestand Enthaltsam und fleisch-
los sein. Ein Mann soll gegen seinen
Weib Eitiam sein; kein Wolf noch
Löwe: auf daß das Weib nicht joch-
sam und jagen gemacht, noch die un-
glückliche Kinder gezeugt werden: daburd
dann mehr Schaden als Nutzen er-
mach-
ten würde. Ein Weib kann nicht alles
halten, und was eine faule boshafte
Mutter verdrüß, das kan das Weib nicht
stetig schuld haben: soll es auch der
Mann das Weib nicht allemal entgelten
lassen; doch soll er sich desmengen nicht
selbst in des Weibes Diner, Knecht und
Sklaven machen, noch ihr eine absolute
Meisterchaft gestatten, denn der Mann ist
das Haupt im Haus, und das Weib muß
dem Man unterthan und unterworfen sein.

Ein Weib soll Häußlich sein, fleißig
zu rath halten alles, was der Mann mit
Ehren und halberbrecher sorg gewin-
net; nichts verliederlichen durch Unkei-
gheit und Schleiery. Ein Weib,
das nicht haushalten kann, ist des Manns
undergang und verderben. Ein Häußlich
Weib ist ihrem Mann eine Freude und
macht ihm ein sehr ruhig Leben. Ein
Weib soll gehorham sein ihrem Mann;
Nicht, wann der Mann ein Wort sagt,
sie drey dagegen haben. Es ist ja besser
frieden halten mit gehorchen. Auch
soll sie zu verdrüß und Leid nicht immer
hillschweigen als ein stummer Göß, denn
das wäre auch unrecht. Ein Weib soll
freundlich sein. Mit einem vernünftigen
Mann kann ein Weib ihren Mann ge-
winnen, und zur Gelindigkeit bringen.
Ein trotziges, ungehegtes Weib ist dem
Mann eine große Last! Was ist, das
den edlen Hausfrieden mehr stört, als
die grobheit und die Halbschickheit eines
angehörigen und unfreundlichen We-
bes? Und das ist aller Ehelichen Ehe-
männer höchstes hegehen, wann sie von
ihrer Saurer Arbeit oder Verrichtungen
nach Haus kommen, daß ihnen das Weib
mit freundlichen Gebreden, Worten und
Werden entgegenkomme. Ein Weib soll
renthalt sein; Nicht Narrenhoffen nach-
ziehen; sondern sich des Hauswesens an-
nehmen mit freuden: Auf daß der Mann
in seiner Arbeit und Sorge einen getreuen
Schäfflin haben und im wech spüren
möge. Der Mann muß wohl duben:
das Weib muß wohl schweigen können
Rechtschaffen Männer regieren ihre We-
iber, aber mit Stillsamkeit und Sanft-
muth.

Das einzige Geschenk.

Bäist Du geworden mein treues Weib,
Wie ich mir es immer gedacht,
Ich hätte Dich selten zu Balle geführt,
Durchschneidend mit Dir die Nacht.

Ich hätte nicht die neueste Robe Dir
Geschenkt, um zu schmücken den Leib —
Und hätte Dir nicht Pferde und Gunbe
gekauft

Zu traurigem Zeitvertreib.
Ich hätte Dir weiter nichts geschenkt:
Als mein stürmisch liebendes Herz,
Und so gerne mit Dir getragen die Fuß,
Des Lebens Kummer und Schmerz.

Ich hätte Dir weiter nichts geschenkt,
Als die Treue bis in den Tod,
Und im Ewig mit Dir gar redlich getheilt
Das letzte Stücklein Brod!

— Aus einem Vortrag. „Als
Xenophon und die Rehtaufend das
Schwarze Meer erkundeten, riefen sie zu-
beim aus: „Land, Land!“

Unter diesem Titel läßt der Director
der Stuttgarter Staatsgalerie, Prof.
v. Ruffige, der unlängst seinen 80. Ge-
burtstag feierte, in Kurzem ein Buch er-
scheinen, welches seine Erlebnisse bei dem
Militär im Jahre 1833 schildert. Das
Stuttgarter „Neue Tagblatt“ theilt be-
reits einige Abschnitte aus den Druck-
bogen mit.
Ruffige, ein geborener Besipphale,
stand beim 35. Preussischen Infanterie-
Regiment in der Bundesfestung Mainz
in Garnison. Der junge Künstler, der
als Einjährig-Freiwilliger eingetreten
war, ertrug sich bald großer Beliebtheit
sowohl bei den preussischen wie bei den
österreichischen Officieren und wurde von
ihnen in künstlerischen Angelegenheiten
häufig in Anspruch genommen. Ruffige
weiß darüber mancherlei zu erzählen.
Eines Tages, so plaudert er u. A.,
wurde ich zum Kommandanten von
Mainz, dem General Ruffinge, befohlen
und zugleich erfuhr, seiner kunstsin-
nigen Frau Unterricht im Delmalen zu
ertheilen. Auch widerfahr mir bald die
Ehre, zur Tafel geladen zu werden, und
war gewöhnlich zugleich mit dem öste-
reichischen Artilleriegeneral von Mandel,
welcher ich als Kunstliebhaber in lie-
benswürdiger Weise für mich interessir-
te.
Da dieser vortreflich, gemüthliche
Herr in meiner Nähe (große Nähe!)
wohnte, so holte er mich regelmäßig ab,
wenn es zu solchem Schmause in der
Kommandantur ging. Wenn ich dann
in meinem ordnungsmäßigen Kommiss-
sionärs Arm in Arm (anders that's der
freundliche Herr mal nicht) mit dem
katholisch in rother Hufe mit dem ge-
lehrten Hahnenfiebern auf dem Dreimaster
herausgespizten General über die Stras-
sen ging, blieben die Vorbeigehenden
sehen und schienen meine Vornehmheit
mehr zu bewundern als die des Gene-
rals; ja, ich hörte mitunter flütern, ich
wäre ein Prinz sein! Soweit hatte „der
Maler in Uniform“ es also schon ge-
bracht! Nicht geringeres Interesse aber
als er, zeigte für Kunst und Künstler das
Mülling'sche Haus. Eines schönen
Tages wandelte ich mit ein paar Kameraden
nach dem nahegelegenen Zabslach,
wo wir vernünftigen uneren Kaffe tranken.
Plötzlich sprengt eine berittene Ordona-
nz heran und fragt laut und heftig nach
dem freiwilligen Ruffige. „Wohin
verfiel dein kleiner Schred, und wozu
sich erheben, fragte ich mich ohne
Herklopfen, was man von mir wünschte.“
„Seine Excellenz der Herr General-
lieutenant von Mülling hat Sie befohlen;
man hat Sie in der ganzen Stadt
gesucht und endlich erfahren, daß Sie
hier sind. Machen Sie schnell — es ist
kein Spaß!“ Natürlich fort ging ich
aufschreitend gen Mainz, wo ich schweiß-
bedekt mich in der Kommandantur mel-
dete. „Ich wurde sogleich zur Frau Ge-
neralin geführt, welche stillergerührt an
der Stiefel sitz und malte. „Ach“,
sagte die Dame mit ausgeführter Freunds-
lichkeit, „ich habe Sie nun fragen wollen,
ob ich den Hintergrund mit Neben- oder
Beinhschwarz lasiren soll.“

Der in Weß commandierende General
Bouill, auf dessen Treue der König
bauen konnte, sandte zu den einzelnen
Stationen kleine Truppenabtheilungen,
die aber nicht unterrichtet waren und
durch Unpraktikabilität, mit der sie die er-
haltenen Befehle ausführten, alles in
Verwirrung brachten. Die königliche
Familie selbst gab das Beispiel von Un-
praktikabilität, indem sie die Reise aus
untergeordneten Rücksichten solange ver-
zögerte, bis Bouill erklärte, sie könne
nicht länger verziehen werden, dann mit
einem überflüssigen Gefolge aufbruch
und unterwegs es selber an Praktikabilität
und Vorkehrung fehlen ließ. Das Bild
des Königs war aus den Mägen jedem
Franzosen bekannt, aber Ludwig XVI.
vermied es nicht, sich der Menge zu zeig-
en, und was der Unvorsichtigkeit
mehr waren. Aus der Erzählung er-
geht, daß eine Schaar von 200 Reitern
geheiß hätte, um jeden Volksaufstand,
der die Flucht des Königs etwa verhin-
dern sollte, auseinander zu sprengen.
Der von Paris nach Weß einzuschla-
gende Weg war verabschiedet, wenn also
Bouill eine solche Schaar dem König
entgegenfandte, mit dem Befehl, vorzu-
gehen, bis sie den königlichen Wagen be-
gegnete, so wäre aller Wahrscheinlichkeit
nach die Flucht wohl gelungen, beson-
ders wenn die königliche Familie es hätte
über sich gewinnen können, auf die
Nachtrabe im Wirthshause und andere
Bequemlichkeiten zu verzichten. Denn
ehe die Nachricht in Paris beim Kriegs-
minister eintraf, wäre die königliche Fa-
milie in Weß, an der Grenze oder jensei-
t der Grenze in Sicherheit gewesen.
Schwerlich hätte der König seine Absicht,
innerhalb der französischen Grenze zu
bleiben, beim besten Willen ausführen
können. Seit die Flucht des Königs
verreitet wurde, war das Schicksal des
unglücklichen Monarchen besiegelt. Stock-
mar's Verdienst ist es, durch die so ge-
fällige Einzelschilderung die Erzählung
von der Flucht des Königs geistreich und
von allen Irrthümern gereinigt zu
haben.

Das einzige Geschenk.

Bäist Du geworden mein treues Weib,
Wie ich mir es immer gedacht,
Ich hätte Dich selten zu Balle geführt,
Durchschneidend mit Dir die Nacht.

Ich hätte nicht die neueste Robe Dir
Geschenkt, um zu schmücken den Leib —
Und hätte Dir nicht Pferde und Gunbe
gekauft

Zu traurigem Zeitvertreib.
Ich hätte Dir weiter nichts geschenkt:
Als mein stürmisch liebendes Herz,
Und so gerne mit Dir getragen die Fuß,
Des Lebens Kummer und Schmerz.

Ich hätte Dir weiter nichts geschenkt,
Als die Treue bis in den Tod,
Und im Ewig mit Dir gar redlich getheilt
Das letzte Stücklein Brod!

— Aus einem Vortrag. „Als
Xenophon und die Rehtaufend das
Schwarze Meer erkundeten, riefen sie zu-
beim aus: „Land, Land!“</